

„FABELHAFTE BÄUME“

Wald-Reformer rebellieren gegen rückständige Forstbeamte: Statt der für Schadstoffe und Stürme anfälligen Holzplantagen fordern sie den „Naturwald“. Buchen, Eichen, Fichten bilden darin ein urwüchsiges Durcheinander – die Abwehrkräfte gegen das fortschreitende Baumsterben werden gestärkt.

Dem Otto-Normalwaldbesitzer geht es schlecht. Auf jedem Hektar seines vom Baumsterben gezeichneten Holzackers macht er im Jahr mehrere hundert Mark Verlust. „Der deutsche Wald“, sagt Wolfgang Dertz, Präsident des Deutschen Forstvereins, „rechnet sich nicht mehr.“

Freiherr Hans Hiller von Gaertringen, 73, hat keinen Grund zur Klage. Sein 92 Hektar großer Wald „Edelburg“ bei Stuttgart gleicht einem gesunden grünen Goldesel, der ohne Fütterung immer fetter wird und Jahr für Jahr mehr Taler ausspuckt.

772 Mark Gewinn holte der Edelmann, nach Abzug aller Kosten, im letzten Forstwirtschaftsjahr aus jedem Hektar seines kraftstrotzenden Waldes heraus. Und das, ohne Raubbau zu betreiben: Obwohl er doppelt soviel Holz pro Hektar schlägt wie sein Vater vor 60 Jahren, haben die Holzvorräte seit damals um die Hälfte zugenommen.

Die Bäume in Hiller von Gaertringens Wald haben größere Kronen und kräftigeres Wurzelwerk als vergleichbare Exemplare im traditionellen Forst. „Meine Bäume“, so der Waldbesitzer, „sind widerstandsfähiger gegen alles, was schadet.“

Auch die Holzqualität wird immer besser. Der Anteil der starken, gewinnbringenden Stämme, die nicht für die Papierherstellung verschleudert werden müssen, hat sich verzehnfacht. „Ein ordentliches Ergebnis“, bilanziert der pensionierte Amtsrichter. Zu bescheiden, Herr Baron.

Das Geheimnis seines Erfolgs: Hiller von Gaertringen nutzt die „verborgenen Kräfte des Waldes“. Er gehört zu den rund 40 privaten, meist blaublütigen Waldbesitzern in Deutschland, die ihren Forst nach naturgemäßen Prinzipien bewirtschaften.

Sie berufen sich auf den Preußischen Oberforstmeister Alfred Möller, der Anfang der zwanziger Jahre den heftigsten Streit der deutschen Forstgeschichte anzettelte (und verlor).

Möller, Direktor der Forstakademie zu Eberswalde, hatte seinen Förster-Kollegen vorgeworfen, sie hätten aus



FOTOS: H. SCHWARZBACH / ARGUS

Öko-Wald, Besitzer Hiller von Gaertringen: Ein Garten Eden, gepflanzt vom Wind



B. KREWITT / VISUM

Kahlschlag im Altersklassenwald (im Harz): Schadenanfällige Flickenteppiche von Bäumen gleichen Alters und gleicher Art



Erntemaschine im Altersklassenwald*: Stämme und Wurzeln verwundet

dem urwüchsigen Wald – „ein lebendiges Wesen ewiger Dauer“ – einen öden Holzacker gemacht. Verzichtet endlich auf den Kahlschlag, predigte der Rebell damals, hört auf mit all euren teuren Anpflanzungen, überlaßt die Arbeit lieber der Natur.

Siebzig Jahre später ist Möllers Dauerwald-Modell wieder hochaktuell ge-

* Computergesteuerter Harvester.

** Wilhelm Bode / Martin von Hohnhorst: „Waldwende – Vom Försterwald zum Naturwald“, C. H. Beck Verlag, München; 200 Seiten; 22 Mark.

worden. Bundesländer wie Hessen, Nordrhein-Westfalen oder Rheinland-Pfalz haben naturnähere Methoden in ihre Waldbauprogramme aufgenommen.

„Die Waldwende ist machbar“, schreibt der Forstmann Wilhelm Bode in seinem soeben erschienenen Buch, in dem er die Umwandlung des Försterwaldes in einen Naturwald propagiert**. Das „Denkgebäude“ der klassischen Forstwirtschaft sei „abrießreif“. Bode, Waldexperte des Naturschutzbundes Deutschland (Nabu), behauptet:

„Möllers Dauerwald-Idee läßt sich sofort auf der gesamten öffentlichen Waldfläche umsetzen – wenn man es will.“

Die Forstleute stünden vor der „Jahrhundertaufgabe“, stabile Mischwälder zu schaffen, erklärt auch Sebastian Freiherr von Rotenhan, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft naturgemäße Waldwirtschaft.

Die Umkehr und Rückkehr zum artenreichen Naturwald ist nicht nur machbar, sondern auch dringend geboten. Sie stellt, vom ökonomischen Vorteil abgesehen, das bislang einzig brauchbare Rezept dar, den geschundenen Wald gegen das große Sterben aufzurüsten – die Weichenstellung zum Naturwald ist unerlässlich.

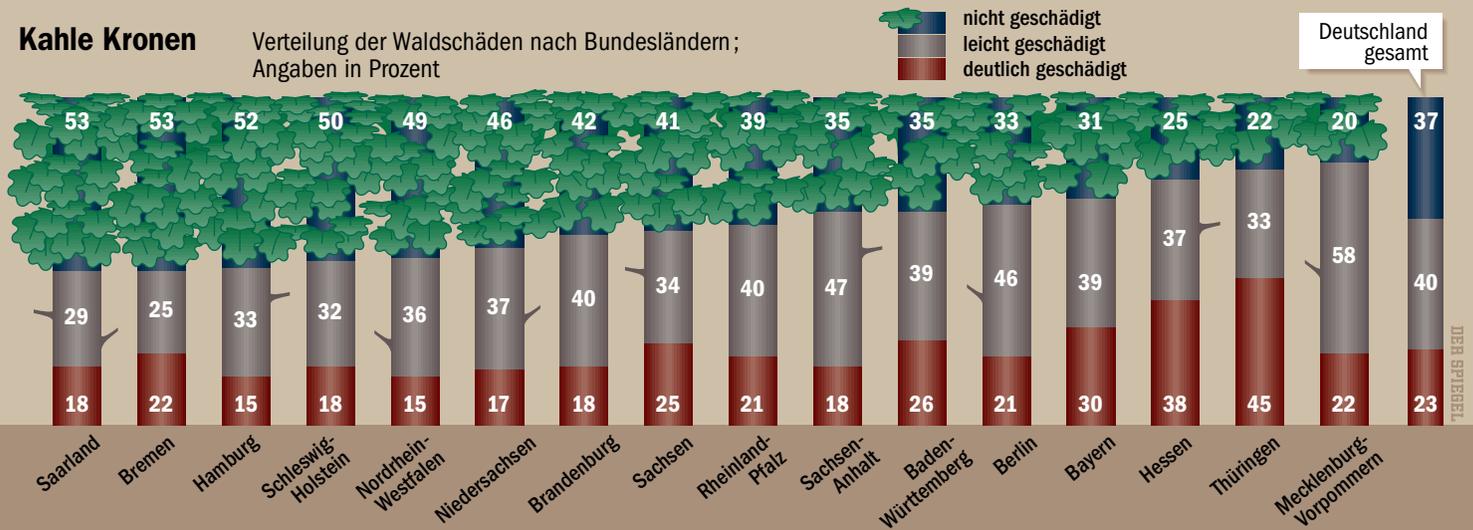
Dramatisch sind die Befunde des jüngsten Waldschadensberichts, den Landwirtschaftsminister Jochen Borchert nächste Woche vorstellen wird – der deutsche Wald stirbt dahin (siehe Seite 58).

Die Forstrebelln wissen zwar, daß eine Umstellung auf naturnahe Bewirtschaftung allein den Wald nicht retten wird: Die Schadstoffe aus der Luft, die aus Auspuffen oder von Äckern entweichen, greifen auch im vitalen Öko-Wald die Bäume an. Ohne eine Eindämmung von Autoverkehr und Agrarindustrie werden die Wälder langfristig kaum überleben.

Doch robuster Naturwald ist für die Umweltgifte, die das Waldsterben ver-

Kahle Kronen

Verteilung der Waldschäden nach Bundesländern;
Angaben in Prozent



wechsel der Pflanzen, wird gestört. Derart geschwächt, sind die Bäume anfälliger für Schädlinge wie den Borkenkäfer – und sie fallen bei Sturm leichter um.

Aus Sicht der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald „spielt die Bundesregierung die unvermindert großen Waldschäden herunter“. Schutzgemeinschaftspräsident Wolfgang von Geldern (CDU), bislang Vorsitzender des Umweltausschusses im Bundestag, vermisst „im Koalitionsvertrag und in der Regierungserklärung jegliche Perspektive“, wie dem Waldsterben begegnet werden könne. Der umweltpolitische Sprecher der SPD, Michael Müller, warnt gar vor einer „ökologischen Verrottung“.

Noch immer ist umstritten, durch welche Schadstoffe der Wäldertod ausgelöst wird. Sind es die Abgase der Autos, oder ist es das Ammoniak aus den Schweinemastbetrieben? Vergiften die Rauchschwaden aus den Fabrikschloten die Bäume, oder schädigen exotische Parasiten die Wurzelstämme?

Welchen Anteil einzelne Schadstoffe am Dahinsiechen des Waldes haben, wird wohl kaum je genau geklärt werden. Sicher ist nur, daß alle diese Streßfaktoren den Wald zum Kippen bringen. Und die Bundesregierung tut zu wenig dagegen.

Zwar wurden massenweise Filteranlagen installiert, so konnte der Ausstoß des Waldschadstoffes Schwefeldioxid (SO₂) aus den Schornsteinen der Industrie mehr als halbiert werden. Doch die Schadwolken von Stickoxiden (NO_x), die Autos und Lkw abgeben, werden kaum kleiner. Selbst konservative Waldlobbyisten wie der Christdemokrat von Geldern befürworten mittlerweile die „sofortige Einführung von Tempo 120“.

ursachen, weit weniger anfällig als die mit jeweils nur einer Baumart bestückte Holzplantage. Er ist zu Erholungsphasen fähig und überdies standfest gegen Sturm und Schädlinge. Forstreformer Bode: „Wir haben hier eine große Chance, die Abwehrkräfte des sterbenden Waldes zu stärken.“

Bode ist kein Schreibtischtäter. Vor sieben Jahren begann er als saarländischer Landesforstchef, das Konzept vom „naturnahen Wald“ erstmals landesweit in die Tat umzusetzen.

Einigen Betonköpfen unter seinen Forstakademikern paßte die ganze Ökolinie nicht. Über die Lokalpresse star-

Der Baron setzte darauf, daß alte Bäume neue aussäen – kostenlos

teten sie eine Verleumdungskampagne, in der sie ihren Chef wegen angeblich diktatorischen Führungsstils attackierten. Der 1991 neu ins Amt gekommene (und seit letzter Woche eingesparte) Wirtschaftsminister Reinhold Kopp (SPD) beugte sich den Heckenschützen aus der Forsthierarchie und stellte seinen grünen Forstchef kalt – der Öko-Wald wurde wieder aufgegeben.

Nun jedoch, da Hunderte Quadratkilometer Wälder kahl und die öffentlichen Kassen leer sind, geraten die konservativen Förster immer stärker in die Defensive: Möllers Dauerwald kann helfen, Geld zu sparen.

Auch Berthold Hiller von Gaertringen, den Vater des jetzigen Barons, hatte einst finanzielle Not zum Öko-Wald getrieben. 1930, als die Wirtschaftskrise die Deutschen ins Elend stürzte, war kein Geld mehr da, um junge Bäume anzupflanzen. Hiller von Gaertringen setzte darauf, daß alte Bäume neue Bäume aussäen – kostenlos.

Die Rechnung ging auf: Von selbst wuchs ein artenreicher Mischwald empor, gepflanzt vom Wind und von den Vögeln. Auf dem eher trockenen Lehmboden gediehen Buchen, Eichen, Lärchen, Fichten und Tannen, ein ökologischer Garten Eden, in dem sich weit mehr Tierarten tummelten als in einer Holzplantage.

Auch mit dem flächendeckenden Kahlschlag machte Hiller von Gaertringen Schluß. Der Adlige schlug nur noch ausgewählte Einzelstämme. Er richtete die Axt zunächst nur auf die schlechtesten Stämme – damit seine wertvolleren, besser an den Standort angepaßten Bäume sprießen konnten.

Sein Sohn setzte diese Praxis fort. Nach sechs Jahrzehnten Auslese stehen heute fast nur noch Prachtbäume in seinem Wald. Einen tragbaren Computer unterm Arm, stiefelt Hans Hiller von Gaertringen durch sein Gehölz, um die zu schlagenden Bäume auszusuchen. „Fabelhafte Bäume“, sagt der Baron und weist auf zwei mächtige Buchen, „aber sie stehen zu dicht beieinander, einer muß fallen; ich kann mich nur noch nicht entscheiden, welcher.“

Die meisten Förster hingegen sehen in ihrem Wald die einzelnen Bäume nicht. Wie Bauern ihre Maisfelder bestellen, so bauen sie ihren „Altersklassenwald“ auf (siehe Grafik Seite 61). 97 Prozent des deutschen Forstes, so ergab die unlängst abgeschlossene Bundeswaldinventur, bestehen aus solchen Flickenteppichen von Bäumen gleicher Art und gleichen Alters.

Mischwald mit mehr als drei Baumarten ist selten geworden – sein Anteil liegt unter zehn Prozent. Trotz gegenteiliger Beteuerungen fördern Bund und Länder auch heute noch mit viel Geld die Anpflanzung von Nadelholz-Monokulturen.

Daß die Förster nicht das Hegen und Pflegen von jahrhundertealten Misch-

waldbeständen, sondern das Säen und Pflanzen von immer neuen, schadensanfälligen Reißbrett-Monokulturen zu ihrer höchsten Tugend erhoben haben, ist nur aus der Forstgeschichte zu erklären. Vor 200 Jahren herrschte Holznotstand. Die Deutschen hatten ihre Wälder restlos geplündert und riesige Flächen kahlgeschlagen – ausgerechnet in jenem baumreichen Land, das einst als Inbegriff undurchdringlicher Wildnis gegolten hatte.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt war ganz Germanien noch ein Urwald aus Buchen und Eichen gewesen. Die zivilisierten Römer grauste vor jenem im Norden gelegenen „furchtbaren Holzland“ (Cäsar), in dem sich „die Kälte mit dem Dunkel“ (Plinius) vermählte.

Unter dem Schutz des Blätterdachs hausten, aus der Sicht der Römer, finstere Barbaren. Doch auch die Eingeborenen selber empfanden den Wald als bedrohlich und menschenfeindlich. Lange Zeit waren sie viel zu wenige, um die schier übermächtige Holzhölle zurückzudrängen.

Erst vom sechsten Jahrhundert an, als mit den Völkerwanderungen die Zahl der Menschen in Mitteleuropa sprunghaft anstieg, fielen ganze Heereszüge über den Urwald her.

Mit Feuer und Axt schufen die Kolonisten ausgedehnte Ackerfelder und nahmen die Bäume als Beute: Ganze Wälder wurden zu Häusern, Wagen und Särgen verbaut, gingen in den Schmelzen der Erz- und Glashütten in Flammen auf, verbrannten mit den Städten oder versanken mit Kriegs- und Handelsflotten im Meer. In der Blütezeit dieser hölzernen Epoche lag der Holzverbrauch pro Kopf achtmal so hoch wie heute.

Nicht nur die geschlagenen Bäume wurden genutzt. Die mittelalterlichen Imker machten Millionen von Bäumen den Gar aus, indem sie für ihre Bienenvölker Löcher in die Stämme bohrten – Wachs und Honig waren kostbare Rohstoffe. Noch verheerender wirkte sich aus, daß die Bauern ihre Schweine und Rinder zum Mästen in den Wald trieben und im Herbst das Blattwerk



Waldbesitzer Hiller von Gaertringen bei der Bestandskontrolle: „Einer muß fallen“

als Einstreu in die Ställe karrten oder als Dünger auf die Felder kippten; so wurden dem Waldboden unverzichtbare Nährstoffe entzogen.

Der jahrhundertelange Raubbau führte dazu, daß der deutsche Wald schon um 1800 – rund 150 Jahre vor Beginn des großen, durch Umweltgifte verursachten Waldsterbens – dem Untergang geweiht schien. In jener Zeit kam die romantische Waldseligkeit in Mode, die seither als Teil des deutschen Wesens gilt.

„O Wald, o Waldeseinsamkeit“, reimte der Dichter Julius Hammer 1851, „wie gleichst du dem deutschen Gemüt.“ Jeder vierte deutsche Mann wäre gern Förster, ihre Frauen fänden das gut. „In keinem modernen Land der Welt“, schrieb

Literaturnobelpreisträger Elias Canetti, sei das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland: Noch heute ziehe es den Deutschen in den Wald, „in dem seine Vorfahren gelebt haben“ und wo er sich „eins mit den Bäumen“ fühlen könne.

Forstlich gesehen, war es zu Beginn des 19. Jahrhunderts der einzige Ausweg aus der Not, massenhaft Bäume anzupflanzen, damit auf den Kahlfächen rasch wieder neuer Wald entstehen konnte. Die Waldheger griffen zu den anspruchslosen, billigen Nadelhölzern, die noch am ehesten geeignet schienen, auf den ausgeplünderten Böden zu wachsen.

Die Bauern mußten Kiefernzapfen sammeln und abliefern, im sächsischen

Kahlschlag oder Mischwuchs Betriebsmodelle für die Forstwirtschaft

Altersklassenwald

Im herkömmlichen Wald wachsen auf einer Fläche jeweils nur Bäume gleichen Alters. Sind die Stämme schlagreif, werden sie alle auf einmal abgeerntet („Kahlschlag“); dann wird wieder aufgeforstet. Ein solch gleichförmiger, mit hohen Pflanzkosten belasteter Wald ist empfindlich gegen Sturmschäden und Schädlingsbefall.



DER SPIEGEL

Naturgemäß bewirtschafteter Wald

Verschiedene Baumarten unterschiedlichen Alters stehen nebeneinander. Nur einzelne Stämme werden herausgeschlagen, zunächst nur die jeweils schlechtesten. Durch die natürliche Aussaat wachsen junge Bäume nach. So entsteht im Laufe von Jahrzehnten ein mehrstufiger, sturmfester Mischwald, dessen Vorrat an starken, qualitativ hochwertigen Stämmen kontinuierlich zunimmt.



Tharandt wurde 1816 die erste Forstakademie der Welt eröffnet. Der erste Direktor Heinrich Cotta gab die Marschrichtung vor: „Zur Erziehung, Pflege und Ernte des Holzes.“ Es war die Geburtsstunde des Holzackerbaus.

Bei ihrer schnellen künstlichen Wiederbewaldung in der Ausnahmesituation vor 200 Jahren verdrängten die Forstmänner, daß ihr Grundprinzip des Wald-Bauens auf lange Sicht unwirtschaftlich ist – erst recht zu heutigen Preisen. Wer auf einer Kahlfäche Bäume anpflanzen will, muß für Fichten derzeit mindestens 5000 Mark je Hektar zahlen, für Eichen und Buchen zwischen 20 000 und 30 000 Mark je Hektar.

Doch selbst schnell wachsende Fichten brauchen knapp hundert Jahre, ehe es sich lohnt, sie abzuholzen. Waldbesitzer, die ihren Erben Gutes tun wollen, tragen ihr Geld deshalb besser auf die Bank: Zins und Zinseszins verwandeln dasselbe Kapital in hundert Jahren in ein Vermögen, das mit der Holzernte nie zu erzielen wäre.

Solange die Holzpreise steil anstiegen und noch nicht ausländisches Billignadelholz den Markt überschwemmte, fiel der ökonomische Selbstbetrug in der deutschen Forstwirtschaft kaum auf. Und als es vor 30 Jahren erstmals finanziell eng wurde, kam der Staat (dem ohnehin über die Hälfte der Wälder gehört) großzügig für die Verluste auf. Damit ist es vorbei. Bode: „Der Försterwald fällt in sein selbstgeschaukeltes Grab.“

Der Altersklassenwald führt aber auch deswegen in den Ruin, weil die labilen Holzplantagen immer wieder umgepustet werden. Stürme, Eis und Schneebruch, so hat Forstmann Bode ausgerechnet, haben seit 1945 rund eine Million Hektar Wald vernichtet – das entspricht einem Zehntel der gesamten deutschen Waldfläche, weit mehr als durch den Bau von Straßen und Sied-

„Willst du einen Wald vernichten, pflanze Fichten, Fichten, Fichten“

lungen plattgemacht wurde. „Die klassische Forstwirtschaft“, so Bodes Fazit, „ist selbst der größte Waldvernichter.“

Das zeigte sich auch im Februar 1990, als der Jahrhundertsturm Wiebke über Deutschland hinwegfegte und 80 Millionen Kubikmeter Holz umlegte. „Es war die Stunde der Wahrheit für den Försterwald“, sagt Georg Sperber, Leiter des Forstamts Ebrach und ebenfalls einer der Pioniere des naturnahen Waldbaus.

„Willst du einen Wald vernichten“, reimte Sperber nach der Sturmkatastro-



Romantische Walddarstellung*: „Wie gleichst du dem deutschen Gemüt“

phe, „pflanze Fichten, Fichten, Fichten“: Der Orkan wütete besonders in den Holzplantagen, wo gleichaltrige Nadelhölzer in Reih und Glied standen. Vier von fünf entwurzelten Stämmen waren Fichten in Monokulturen.

In Wäldern hingegen, die naturgemäß bewirtschaftet wurden, schlug der Orkan keine breiten Schneisen. Sperber berichtet von einem Beispiel aus seinem eigenen Forstamt: Während in einem reinen Fichtenbestand 3000 Kubikmeter Holz am Boden lagen, waren in einem benachbarten Mischwald nur zwei Kirschbäume und zwei kranke Eichen umgefallen.

Über diese Befunde durfte aber nicht geredet werden. Das bayerische Landwirtschaftsministerium wies seine Forstämter schriftlich an, es solle „der Auffassung entgegengetreten werden, die Sturmschäden 1990 seien durch die einstige Gründung reiner Nadelwälder von der Forstwirtschaft selbst verursacht worden“. Die Orkane hätten vielmehr gezeigt, so der Ukas, „wie begrenzt der Einfluß des Menschen auf den Wald ist“. Nach Ansicht von Sperber eine Aufforderung, „öffentlich zu lügen“.

Ein Lehrbeispiel waren die Sturm- schäden noch aus einem weiteren Grund. Viele Förster glauben bis heute,

daß der Wald nicht wirklich in der Lage sei, sich von allein zu verjüngen. „Die Natur arbeitet nur selten standortgerecht“, behauptete Wolfgang Hausknecht, Leiter des Forstamtes Homburg im Saarland.

Der Forstwissenschaftler Georg Kenk aus Freiburg hat mit dieser Legende aufgeräumt. Über mehrere Jahre begutachtete er Kahlflächen in Baden-Württemberg, die nach dem Orkan nicht wieder aufgeforstet wurden.

Überraschender Befund: Schon nach wenigen Jahren hatten sich je Hektar durchschnittlich 8500 Laub- und Nadelbäume aller Art angesiedelt, „weit mehr als erforderlich“ (Kenk); die Samen für Eichen und Buchen steckten offenbar schon im Erdboden und erhielten nach dem Sturm plötzlich genug Licht zum Keimen.

Weder Menge noch Qualität der gesamten Bäume, so der Freiburger Forstexperte, „ließen Wünsche offen“; Probleme habe nur „das forstliche Denken mit der Integration solcher Strategien“.

In einigen Forstämtern hat das Umdenken begonnen. In Kaiserslautern etwa hatte der Wintersturm Wiebke rund 60 Hektar der Fichtenmonokulturen umgeworfen. Nach dem Orkan pflanzten die Kaiserslauterer nur einzelne Eichen, Linden und Buchen neu an. „Den Rest besorgte die Natur selbst“, berich-

* Gemälde von Ludwig Richter, 1859.



K. SCHÖNE / ZEITENSPIEGEL



Forstreformer Sperber, Schutzzaun gegen Wildverbiß: „Mit allen Mitteln müssen wir die Rehe bekämpfen“

tet Forstamtsleiter Dieter Haun. Bereits drei Jahre später zählte er auf der ehemaligen Kahlfäche 13 verschiedene Baumarten. Haun: „Ein phantastisches Wuchsergebnis.“

In dem emporstrebenden Mischwald fühlen sich auch die Tiere wieder wohl. Zwei Dutzend einst vertriebener Vogelarten haben sich angesiedelt; im nahe gelegenen Feuchtgebiet jagt neuerdings der legendäre Fischreiher. Die Holzsacker-Forstwirtschaft hingegen gilt, nach der Landwirtschaft, als der zweitwichtigste Artenkiller. Drei Viertel aller bedrohten Säugetiere leben im Wald – eine Wende zum Naturwald könnte sie vor dem Aussterben retten.

Sogar Ackerflächen, die am Waldrand liegen, können auf natürliche Weise bewaldet werden. Das ist deshalb von großer Bedeutung, weil in den nächsten 30 Jahren bis zu sieben Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzter Flächen stillgelegt werden sollen; eine Aufforstung würde die gigantische Summe von 200 Milliarden Mark verschlingen.

Das soll nun die Naturverjüngung beinahe umsonst bewirken – schlägt sie fehl, so liegt das meist am größten Feind eines artenreichen Mischwaldes: dem von Jägern und Förstern gehätschelten Reh.

Die meisten Grünröcke geben inzwischen zu, was sie jahrzehntlang bestritten haben: Die Wildbestände sind viel zu hoch. Seit 1934 hat sich allein die Zahl der Rehe, die in deutschen Wäldern umherstreifen, mindestens verfacht. Schon damals waren sie keineswegs vom Aussterben bedroht.

Die gar nicht so scheuen Tiere knabern am liebsten Laubbäume an, zwischen 50 und 80 Prozent der Jungpflanzen weisen laut Bundeswaldinventur Verbißschäden auf. „Mit allen Mitteln müssen wir die Rehe bekämpfen“, fordert Forstmann Sperber.

Heranwachsende Nadelbäume hingegen schmecken dem Reh nicht so gut. Mit seiner Freßlust hat das Wild in den



Jäger mit erlegtem Rehwild: „Unverzichtbar wie Kruzifixe in der Kirche“

letzten vier Jahrzehnten damit maßgeblich zum Vordringen der Fichten in den Wäldern beigetragen. Bereits 1948, als die Rehe anfangen, sich wie die Karnikeln zu vermehren, erkannte der niedersächsische Forstmeister Willy Wobst: „Nahezu die gesamte deutsche Forstwirtschaft steht unter unbestreitbarer Diktatur des Wildes.“

Die Herrschaft der Bambis zwingt die naturnahen Waldbesitzer dazu, für viel Geld Zäune hochzuziehen (was aber immer noch zehnmal billiger ist, als Bäume anzupflanzen). Hiller von Gaertringen beispielsweise muß ständig jeweils ein Fünftel seiner Waldfläche einzäunen, damit der artenreiche Wald wachsen kann.

Die Jäger haben kein Interesse daran, die Wildbestände klein zu halten. Ihnen geht es darum, sich viele prächtige Trophäen über den Kamin zu hängen. Und weil die Zeit der Manager und Chefärzte, welche die Jagd als standesgemäßes Hobby betreiben, knapp bemessen ist, erwarten die gestreßten Sonntagsjäger wildreiche Reviere.

Vielorts werden Rehe deshalb das ganze Jahr hindurch mit Kraftnahrung gefüttert, so läßt sich später stattliche Beute machen – Jagd pervers. Die Förster, die den Wald eigentlich vor solchem Unfug schützen müßten, „spielen als grüne Hofnarren mit“, höhnt Georg Meister, bis vor wenigen Monaten Leiter des Forstamtes Bad Reichenhall.

„Viele meiner Kollegen“, kritisiert Meister, „beziehen ihr Ansehen aus den vielen ansehnlichen Trophäen der im Staatsforst erlegten Tiere, die sie selbst schießen oder von prominenten Jagdgästen schießen lassen.“

Immer lauter fordern Jagdreformer und Naturschützer eine Korrektur der restriktiven und waldfeindlichen Jagdgesetze, die größtenteils noch auf Hitlers Reichsforst- und -jägermeister Hermann Göring zurückgehen. Göring hatte die in der bürgerlichen Revolution von 1848 erkämpfte freie Bauernjagd wieder abgeschafft, umständliche Abschlußpläne und Schonzeiten angeordnet und die Jäger zur Wildfütterung



Rückepferd (im Schwarzwald): Ökogrüner Anstrich mit dem lebenden Hafermotor

ner noch stärkeren Mechanisierung suchen, um die hohen Kosten der Holzernte zu drücken. „Mit einem letzten technokratischen Schlag“, warnt Nabu-Sprecher Bode, strebe die Forstwirtschaft nunmehr den „maschinengerechten Wald“ an.

Einiges spricht dafür, daß es so kommen könnte. Noch in den achtziger Jahren, als die Deutschen erstmals durch Alarmmeldungen über das Waldsterben aufgeschreckt wurden, hatten sich die Forstämter einen ökogrünen Anstrich verordnet. Vielerorts wurde wieder das waldbodenschonende Holzrücken mit Kaltblutpferden propagiert. Doch neuerdings bekommen die Männer mit ihren lebenden Hafermotoren keine Aufträge mehr, dafür vorgesehene Fördermittel wur-

verpflichtet: Die Jagd wurde, wie im Mittelalter, erneut zum Privileg der Wohlhabenden und Mächtigen.

„Wenn wir freie Bauernjagd nicht wieder zulassen“, glaubt Forstmann Bode, „werden wir das Rehwildproblem nicht lösen.“ Der Bund Naturschutz fordert überdies, wieder den Einsatz von Schrotmunition gegen Rehwild zuzulassen; der Bundesrat plädiert für eine Verlängerung der Jagdzeit. Auch die Wiedereinführung der natürlichen Rehfeinde Luchs und Wolf soll betrieben werden.

Vor allem die Jagdfunktionäre stemmen sich gegen die Ausweitung der Schalenwildjagd. Das Tier, das sie töten, ist den Schützen heilig: „Das Reh gehört in den Wald wie das Kruzifix in die Kirche.“ Doch ihr Einfluß auf die Politik schwindet.

So setzte Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber, anders als Strauß und Streibl ein Nichtjäger, Ende Mai ein neues Jagdkonzept durch. Revierlose Privatjäger sollen jetzt „tatkräftig“ mit-helfen, die überhöhten Wildbestände im Staatswald abzubauen. Der bayerische Oberste Rechnungshof hatte seinen Förstern zuvor Versagen vorgeworfen. Mit ihrem Trophäenkult hätten sie „erheblichen Verbiß durch Schalenwild“ in Kauf genommen, der den Landeshaushalt jährlich mit knapp 30 Millionen Mark belaste.

Anfang Oktober erließ dann das rotgrün regierte Hessen ein neues Jagdgesetz, das ein „ökologisches Gleichge-



Abtransport von Fichtenstämmen: Auf dem Weg zum maschinengerechten Wald

wicht zwischen Wald und Wild“ ermöglichen soll: Die Abschlußquoten werden heraufgesetzt, die Fütterung von Reh- und Schalenwild wird fast vollständig verboten. In den Jagdrevieren sollen zusätzliche Pächter auf die Pirsch gehen.

Doch weder die Ausweitung der Jagd noch die Finanzknappheit des Staates werden automatisch zum Naturwald führen. „Der Waldbau steht vor einer entscheidenden Weggabelung“, sagt Georg Sperber. Noch einen weiteren Gegner haben die Anhänger des naturnahen Waldbaus ausgemacht: die immer rigorosere Technik.

Kritiker wie Sperber und Bode fürchten, die Förster könnten ihr Heil in ei-

den zusammengestrichen (SPIEGEL 39/1994).

Auch die Baumfäller-Trupps mit ihren Motorsägen werden, zwecks Einsparung von Lohnkosten, allmählich aus dem Wald vertrieben. Zehntausend Waldarbeiterstellen sollen in den nächsten Jahren wegrationalisiert werden.

Hochmoderne Erntemaschinen stehen bereit, ihren Platz einzunehmen. Die tonnenschweren „Prozessoren“ und „Harvester“ greifen mit ihren langstieligen Kränen tief in den Wald hinein, knipsen Bäume wie Streichhölzer ab, heben die Stämme heraus und schneiden sie zurecht. Das geht ruck,



Herbstlicher Wald*: „Das Denkgebäude der klassischen Forstwirtschaft ist abrißreif“

zuck: Für einen Stamm benötigen die Maschinen höchstens drei Minuten.

Jede vollautomatische Erntemaschine ersetzt zehn Waldarbeiter. Ihre monströse Leistungskraft haben die Harvester in den ausgedehnten Fichtenplantagen Schwedens und Kanadas unter Beweis gestellt.

Beim Vormarsch der Großmaschinen wird der Waldboden, anders als wenn beispielsweise ein Pferd das geschlagene Holz schleppt, auf großer Fläche verdichtet. Bodenporen, über welche die Wurzeln ihren Sauerstoff beziehen, verschließen sich, die Wasserführung wird unterbrochen, der Standort verarmt – die Schäden am Waldboden begünstigen das Baumsterben.

Hinzu kommen die Wunden, die von den stählernen Schleppern direkt an Stämmen und Wurzeln gerissen werden; durch solche Verletzungen dringen Fäulnisbakterien in die Bäume ein.

Sind die Erntemaschinen erst einmal angeschafft, müssen sie sich amortisieren. Ihr Einsatz lohnt aber nur dort, wo Bäume in großer Zahl wie am Fließband umgesägt werden – also in den gleichförmigen Holzplantagen. In einem naturgemäß bewirtschafteten

Wald hingegen, dem hochwertige, über die ganze Fläche verstreut stehende Einzelbäume entnommen werden, macht ein teurer Harvester keinen Sinn.

Die Kritik an den Maschinen hatte noch keine Rolle gespielt, als in den zwanziger und dreißiger Jahren die Debatte um den „Dauerwald“ aufkam. Neben wirtschaftlichen Überlegungen standen damals „organismische“ Vorstellungen von der „natürlichen Lebensgemeinschaft des Waldes“ im Vordergrund. Den NS-Machthabern kam solche Natur- und Bodenromantik entgegen – aber Görings Jagdwünsche und der enorme Holzbedarf zur Kriegsvorbereitung stoppten den Reformeifer.

Einem der damals schon existierenden Vorbilder, dem privaten Naturwald des ehemaligen, von Göring abgesetzten Reichsforstchefs Walter von Keudell in Hohenlubbichow, östlich von Berlin, stattete im Sommer 1941 Theodor Heuss einen Besuch ab. „Geläutert“ und mit „beflügelter Seele“ kehrte er aus dem Wald zurück.

Vom Gutsherrn um eine Eintragung ins Gästebuch gebeten, verfaßte der spätere Bundespräsident (der bis 1933 im Reichstag gesessen hatte) spontan ein hymnisches Gedicht:

„Willst Sinn und Herz Du Dir erfrischen,
so mußt Du die Bestände mischen . . .
Oh Menschlein, wann erkennst Du wohl
den Dauermischwald als Symbol!“

Seit dieser in fröhliche Verse gefaßten Erkenntnis sind weitere 50 Jahre ins Land gegangen, ohne daß sich der naturnahe Waldbau auf breiter Front durchsetzen konnte.

Doch nun herrscht Kulturkampf im Forst. Technokraten aus Forstbürokratie und -wissenschaft leisten vielerorts Widerstand gegen die unausweichliche Wende im Wald.

Im Nacken sitzt den Forstmännern der alte Spott-Spruch: „Herrlich hat’s die Forstpartie, es wächst der Wald auch ohne sie.“ Zu Unrecht fürchten deshalb viele von ihnen, in einem Naturwald überflüssig zu werden, und halten eisern am Berufsbild des Holz-Bauern fest.

Doch vor allem jüngere Förster wollen nicht länger hinnehmen, daß Schadstoffe, Schädlinge und Stürme ihren Wald mehr und mehr verwüsten.

„Die Förster müssen endlich auf ihre Weise dazu beitragen, dem Wald eine Atempause zu verschaffen“, mahnt Reforme Bode, „noch einmal 50 Jahre forstliche Untätigkeit verkraftet er nicht.“ □

* Bei Schönegründ im Schwarzwald.